sennessel zurück. Pferde, Kühe, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während ihnen der Föhn Rachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist in Wald und Feld zu erblicken. Die Bewohner teilen das allgemeine Unbehagen, das beengend und beängstigend auf Nerven, Seelen und Gemüt wirkt. Gleichzeitig wird sorgsam das Feuer des Herdes oder des Ofens gelöscht. In manchen Tälern ziehen die „Feuerwachen" schnell von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen und großes Brandunglück zu verhüten.

Trotzdem der Föhn gefährlicher ist als jeder andere Gebirgswind, wird er doch im Frühling mit Freuden begrüßt. In den Bergen bewirkt er Schnee- und Eisschmelzungen und verändert dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft, indem er oft an einem Tage eine Schneedecke von mehr als einem halben Meter wegnimmt. Er ist der rechte Frühlingsbote und wirkt oft in 24 Stunden so viel wie die Sonne in 14 Tagen. Ja, er ist in vielen schattigen Hochtälern geradezu die Bedingung des Frühlings; würde er nicht von Zeit zu Zeit die zeugende Wärme bringen und die neuversuchten Schneeansätze wegfegen, so gäbe es in manchem Hochtale keinen Sommer und kein Leben, sondern wahrscheinlich nur stets wachsende Eisfelder. In Uri zum Beispiel, wo er sehr häufig und andauernd weht, verdankt es ihm die Einwohnerschaft, daß die Gletscher so wenig tief in die Bergtäler hinunterreichen und die Alpen früher befahren werden können als in den meisten gleichhohen Geländen. Dabei ist der Föhn zum großen Glücke der Menschen und Felder ein vorsichtiger Schneeschmelzer, und schützt dadurch, daß er durch seine Wärme eine massenhafte Verdunstung des Wassers unterhält, die Niederungen vor gefährlichen Ueberflutungen. Dagegen trocknet er die Blüten rasch aus und vertilgt die Hoffnung auf eine Ernte, sengt das Land, verbrennt und schwärzt Pflanzen, als ob Feuer über sie hingefahren wäre. Auch die Buche und das Heidekorn gedeihen an Abhängen nicht, wo der Föhn häufig anstreicht.

Gewöhnlich herrscht dieser merkwürdige Wind nur in Anwesenheit des mit ihm kämpfenden oder von ihm überwundenen Nordwindes. Das Gewölk zeigt deutlich den Tummelplatz der Luftströmungen an. Folgt auf den Föhn wieder der Nord- oder Westwind, so bewirkt er den Niederschlag der vom Föhn erzeugten Wasserdünste in großen Regenmassen, die überhaupt im Gebirge zwei- bis dreimal so dick fallen als im Flachlande. Oft aber, besonders im Vorfrühling und Herbst, herrscht der Föhn wochenlang milde in den höheren Alpen mit dem schönen Wetter, während die Täler wenig Nordwind oder gar keinen Luftzug haben. Daher stammt die wunderbare Erscheinung, daß oft sogar im Dezember und Januar die höchsten Wälder und einige Berge schneefrei sind, Frühlingsblumen dort blühen, Mücken tanzen und Eidechsen spielen, während unten im Tale am Rande des Baches die großen Tannenäste unter der Wucht des Schnees seufzen und das Bachbett als Eisspiegel glänzt oder daß die oberen Berggegenden klare Luft und herrlichen Sonnenschein haben, während die Täler bis zu einer gewissen, oft genau abgegrenzten Höhe von einem dichten, bald ruhigen, bald wallenden Nebelmeer überflutet sind, aus dem wunderschön und klar die einzelnen Berggipfel und -kämme hervortauchen. Erhebt sich dann der Nordwind, so räumt er bald das bunte Bild des großartigen Schauspiels weg, rollt die meilenlangen Nebelteppiche auf und wirft sie über die Berge. Die ganze Landschaft wird trocken, kalt. Häufiger aber noch verdichtet er die vom Föhn unsichtbar angesammelten Wasserdünste in der Höhe, hängt sich an das leichte Schleiergewölk, bedeckt dann mit Macht den ganzen Horizont, wirft an alle Berge rasch hinziehende Nebelstreifen und sendet Regen oder Schnee zu Tal.

Bettler von einst

Von K. Liermann.

Es ist nun einmal eine zu traurige Tatsache, daß heute viele, die einst bessere Tage gesehen haben, an den Bettelstab gekommen sind. Da die Unterstützungen durch die Armenpflege und durch ihre Angehörigen meist nicht ausreichen, sind sie mehr oder weniger auf die Mildtätigkeit angewiesen. Zu ihnen zählen viele, die nicht mehr arbeitsfähig sind u. auch solche, die wohl noch diese oder jene Arbeit verrichten könnten, aber bei unserer wirtschaftlichen Notlage keine Arbeit mehr finden können. Daneben aber gibt es auch zahlreiche Arbeitsscheue die es vorziehen, anstatt sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, das Betteln unter Umständen sozusagen zu einem einträglichen Gewerbe zu machen. Dabei bedienen sie sich nicht selten irgendwelcher „Tricks", um Mitleid zu erregen und Mildtätige zu Almosen zu veranlassen.

Diese letztere Erscheinung der Bettler ist durch aus nicht neu. Schon vor mehr als hundert Jahren hatte sich in Paris eine höchst merkwürdige Bettlerindustrie entwickelt, und wenn wir den gewerbsmäßigen Bettler der Jetztzeit damit vergleichen, so muß man leider sagen: ganz wie bei uns. In einem von Alphons Karr seinerzeit herausgegebenen Buche „Das moderne Paris" ist unter anderem über das Bettlerunwesen zu lesen:

Es gibt in Paris keinen Bettler von Profession, der nicht täglich drei- bis viermal so viel erwerben kann, wie der beste Handwerker; und er ist um so reicher, da er außer dem Bereiche gewisser anständiger Ausgaben gestellt ist, denen sich der Handwerker unterziehen muß. Der Handwerker kleidet sich anständig und hat eine saubere Wohnung, mit Möbeln versehen; der Bettler kann sich für einen Sou die Nacht über einlogieren, er trotzt dem Vorurteile der weißen Wäsche und bekleidet sich nur so, daß er nicht mit der Polizei in Konflikt gerät. Er trägt nur einen Schein von Beinkleidern, einen Ueberrest von Schuhen und endlich etwas, das wie eine Weste aussieht. Ihm bleibt also zum Essen, Trinken, und um die Familie ordentlich zu ernähren, vier- bis fünfmal so viel Geld, als dem Handwerker, der vier- bis fünfmal so viele Bedürfnisse hat. Ueberaus reich und gottgesegnet sind diejenigen, die das Glück haben, eine Geschicklichkeit oder ein Leibesgebrechen zu besitzen: Violinspieler oder hinkend, Sänger oder einäugig, Taschenspieler oder Krüppel; Springer oder blind, Messerverschlucker oder brustkrank; Harfen-, Klarinett- und Guitarrespieler oder mit Epilepsie behaftet, ohne von denjenigen zu reden, die Geschicklichkeit und Gebrechen vereinigen und zum Beispiel den Mangel der Hände dadurch ersetzen, daß sie mit den Füßen schreiben usw. Der Mann, der weder Hände noch Füße, nur eine Art von Kopf und Bauch hat und so mit seinem Stummel die Orgel dreht, ist reicher als ihr und ich es sein werden.

In meinen Hof kommen mehrere Mal des Tages Sänger und Instrumentenspieler; jeder dieser Bettler trägt für eine Viertelstunde, wo er sein Talent ausübt, 10 Sous davon. Wenn sie täglich „arbeiten", sind es sechs Franken, die ihnen ihr Tagewerk einbringt; dies macht jährlich mehr als 4090 Franken aus. Es gibt eine große Menge Beamtenfamilien, die mit der gleichen Summe leben müssen. Es gibt keine noch so kleine Tafel, von der nicht auch Brosamen fallen; keine so armen Leute, die nicht auch ihre Schmarotzer haben.

Es gibt Leute, die von dem Almosen der Bettler leben und von diesem Geschäft ein gemächliches Auskommen haben. Ein Bettler der umherzog, seine Kraftübungen und equilibristischen Künste zu zeigen, ließ sein Kind fallen, und es zerbrach ein Bein. Er hob es auf, umarmte es mit Freudentränen und sagte: „Jetzt bin ich wegen deiner Zukunft nicht mehr besorgt, du hast nun einen guten Erwerbszweig, mit einem Beine weniger wirst du um so gewisser deinen Weg zurücklegen. Gott sei ferner mit dir."

Auf den Boulevards begegnete ich eines Abends kurz vor Mitternacht einer Frau in den Dreißigern in einen großen, schlechten braunen Schal eingehüllt. „Mein Herr," redete sie mich an, indem sie mir die Hand reichte, „etwas für mein kleines Kind, dem ich aus Mangel an Nahrung nicht mehr die Brust reichen kann." Diese Frau hatte so etwas Unglückliches in ihrer Stimme, daß ich mich beeilte, ihr eine Gabe zu reichen. Seitdem sind drei Jahre verflossen und gestern habe ich wieder dieselbe Frau getroffen, noch immer in ihren großen braunen, nur noch schlechter gewordenen Schal gehüllt, wie ich sie das erstemal gesehen habe. „Mein Herr, etwas für mein armes Kind, dem ich aus Mangel an Nahrung nicht mehr die Brust reichen kann." „Wie?" sagte ich verwundert zu ihr, „saugt denn das Kind noch immer?" und die Frau verließ mich murrend.

Vor einigen Monaten während des Winters sah man ein kleines, höchstens zwei Jahre altes Kind weinend, halb nackt und ganz blau vor Kälte an dem Stamme eines Baumes angebunden und ihm zur Seite stand ein Körbchen, in das die vorübergehenden Menschen ihre Gaben warfen. Dieser Trick schien guten Erfolg gehabt zu haben; denn zwei Tage später fand man in kleinen Zwischenräumen mehrere kleine Kinder an mehreren Bäumen angebunden. Der „Unternehmer" hielt sich in einiger Entfernung auf, wo es ihm möglich war, alles zu beobachten. Er spazierte von einem zum anderen, um seine Einkünfte zu überwachen, bis eines Tages die Polizei diesem Unwesen ein Ende machte.

Wenn die Frau eines Bettlers eine Mißgeburt zur Welt bringt, könnte man fast von ihr sagen, daß es ein Segen für sie sei. Diejenigen, die keine Kinder haben, haben eine andere Quelle. Sie dingen sich welche. Das ist eine bekannte, längst eingeführte Sitte. Die Kinder werden nach Verhältnis teuer bezahlt, wenn sie bleicher, elender, unglücklicher und leidender aussehen. Man bezahlt sie täglich mit drei Sous bis zu zwei Franken aufwärts. Aber ein Kind muß beinahe halbtot aussehen, wenn es zwei Franken täglich eintragen soll. Wer eine ganze Familie mietet, erhält einen Rabatt; er bekommt den Dreizehnten obenein auf ein Dutzend.

Der aufmerksame Beobachter kann solche und ähnliche Bilder auch heute in den Großstädten öfter sehen. Bettler, die mit solchen Tricks arbeiten, haben unter Umständen in wenigen Stunden „Arbeit" einen höheren Tagesverdienst als mancher Handwerker und Arbeiter, während es oft wirklich Bedürftigen selbst durch Betteln kaum gelingt, ihren Hunger zu stillen, weil sie es nicht verstehen.

Am Ausguck

Italienische Eisenbahnen.

Wie für Spanien die sprichwörtlich geringe Schnelligkeit der Züge, so ist in Italien die langsame Zugfolge bezeichnend. Bei längeren Reisen hat man im allgemeinen, vom Mailänder Industriegebiet abgesehen, nur die Wahl zwischen einem Vormittags- und einem Abendzug. Im Süden ist es noch schlimmer. Zwischen Neapel und Reggio (Messina gegenüber) verkehrt nur ein durchgehender Zug alle 24 Stunden. Dieser Zustand ist durch die große Entfernung der bedeutenderen Städte untereinander bedingt; Geschäftsreisen werden nur bei zwingender Notwendigkeit unternommen. Ueberdies ist der Italiener, wenn er nicht Bauer und Dörfler ist, durchweg Stadtmensch in Reinkultur, der sich nur wohlfühlt, wenn er Asphalt unter den Füßen hat und kein Bedürfnis zu Erholungsreisen und Ausflügen verspürt. Umgekehrt meidet der Landbewohner die Städte so viel wie möglich. Wie gering die Reiselust des Italieners ist, ergibt am einwandfreiesten die Statistik. Während die Zahl der Reisenden seit 1882 in Deutschland um 454 Prozent stieg, betrug die Steigerung in Italien nur 191 Prozent, obwohl dort das Eisenbahnnetz seit 1882 in viel größerem Maße ausgebaut wurde. Und während in Deutschland (und Frankreich) im Jahre 1924 auf den Kopf der Bevölkerung etwa 20 Fahrkarten verkauft wurden (in der Schweiz 25, in England 30), bleibt Italien mit 2½ außerordentlich weit zurück.

—gh.

Die „weißen Pferde" Englands.

Zwei der merkwürdigsten Denkmäler in England sind die „Weißen Pferde" bei Westbury und bei Weymouth, wie man annimmt, die ältesten Denkmäler aus der Zeit der Angelsachsen. Das Pferd ohne Reiter bei Westbury soll von den Angelsachsen in Erinnerung an einen Sieg Alfreds des Großen über die Dänen errichtet worden sein und liegt an der Eisenbahnlinie London-Bristol. Auf einer baum- und strauchlosen Düne ist die Grasnarbe in der Gestalt eines Pferdes abgegraben und die Höhlung mit weißem Sand aufgefüllt. Die Bauern der Umgebung wachen darüber, daß sich keine neue Grasnarbe bildet und rasen das Gras stets sorgfältig wieder aus. So hat sich dieses Erinnerungszeichen, das Wappentier der Sachsen, seit urvordenklichen Zeiten bis auf unsere Tage erhalten. Historische Anhaltspunkte für die Entstehungszeit dieses „Weißen Pferdes" sind nicht vorhanden, wohl aber gibt es einen lesenswerten Roman, der dieses Ereignis zum Gegenstand hat: Das „Weiße Pferd" bei Weymouth liegt auf einer Düne an der Meeresküste. Außerdem gibt es noch ein drittes, ähnliches Denkmal, einen „Weißen Mann", auch auf einer Düne zwischen Hastings und Eastborne. Diese Denkmäler einer vergangenen Zeit werden auch oftmals von Reisenden besucht.

Eine Schwälmer Hausinschrift.

Ein Schweinebraten kalt,
Ein Mädchen achtzehn Jahre alt,
Wem das nicht gefallen mag,
Der bleibt ein Narr sein Lebetag.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 10 Mittwoch, 10. März 1926

Von preußischen Schlössern

Von Dr. Auguste von Oertgen.

Das muß man der Republik lassen, sie pflegt die ehemals königlichen Schlösser, nicht nur auf ihren Erhaltungszustand hin, nein, auch mit Verstand und mit Geschmack! Es wird versucht, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen, und die Neuordnung wird auf Grund der alten Inventare gestaltet, auch alte Beschreibungen und Darstellungen aus dem 19. Jahrhundert werden hervorgeholt, die so sauber und dokumentarisch die Dinge porträtiert haben.

So geschah es vor einem Jahr in den Potsdamer Schlössern, und vor kurzem ist die Durchsicht, Reinigung und Wiederherstellung des Charlottenburger Schlosses fertig geworden.

Dieses Schloß mit seinem ausgedehnten Park mitten in der Stadt hat einen unbeschreiblichen Charme! Imposant wirkt die Fassade mit ihren beiden mächtigen Seitenflügeln, wenn man durch die Schloßstraße gerade auf die Front zuschreitet. Und dahinter breitet sich der Schloßgarten aus . . . weite Rasenflächen, schöne, alte Bäume geben ihm den Stil des englischen Naturparks, nur dicht am Schlosse dominiert noch die Gebundenheit des französischen Geschmacks. Aus riesigen Steinvasen quellen im Sommer üppige Büsche von farbensatten Blumen, in Reih und Glied stehen ordnungsgemäß hohe Orangenbäume in runden Kübeln.

Die kühlen Räume des Schlosses nehmen uns auf. Wir betreten zuerst die Gemächer der Königin Luise im ersten Stock: eine Flucht von zehn Zimmern mit ausgezeichnetem Mobilar aus der Schinkelzeit und dem beginnenden Biedermeier; größtenteils Mahagoni, auch lebhaft farbige Tapeten. Die beiden, so ganz verschiedenen Schlafzimmer der Königin mögen symbolisch für ihr Leben sein! Das frühe: heiter, licht, blumiges Rankengewirr auf seidener Wanddespannung. Das späte: grau, farblos, auf gelblichem Grunde steigen braune Blätter und Ranken bis zur niedrigen Decke empor.

Das erste bewohnte die junge Königin in Preußens glücklichen Tagen, bis die Bedrohung durch die französischen Truppen sie zur Flucht nach Memel trieb. Napoleon I. fand einen ganz besonderen Reiz darin, während ihrer Abwesenheit gerade in diesem Gemach sein Nachtquartier aufzuschlagen.

Nie mehr betrat es die Königin, nach ihrer Heimkehr bezog sie das dunkle Zimmer — auch ihr Leben ward nicht wieder licht.

Interessant sind die Räume der „ersten Königin" von Preußen, der geistreichen Sophie Charlotte, der eigentlichen Begründerin von Charlottenburg. Diese anmutige Prinzessin, von der Friedrich der Große gesagt hat, „sie vereinigte das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten", versammelte hier im Charlottenburger Schloß einen Kreis bedeutender Männer. Wenn diese Wände reden könnten, sie würden uns erzählen von interessanten Debatten, die hier von dem Philosophen Leibniz mit dem Hofarchitekten Schlüter, Eosander von Goethe und mit dem Maler Terwesten geführt wurden.

Der massive Prunk des Barock lastet auf diesen Zimmern, eichengetäfelt oder mit schwerem Damast bespannt, müssen sie einst eine gute Folie gewesen sein für die prächtig gekleidete Hofgesellschaft, die uns im Schmucke mächtiger Perücken von den Wänden der Zimmerflucht des ersten Königspaares von Preußen entgegenlächelt.

Ein Curiosum besitzt das Charlottenburger Schloß, was kein Barockpalast der ganzen Welt aufzuweisen hat: ein Badezimmer! Und was für eins!

Der kleine Raum, rings braun getäfelt, zeigt ein vertieftes, viereckiges Becken mit Marmorverkleidung, zu dem sechs Marmorstufen hinabführen. Auf dem Bassinrand sitzen zwei kleine, bronzene Delphine, offenbar für die Zuleitung von warmem und kaltem Wasser bestimmt. Also keine Wanne, sondern eine Nachbildung römischer Bäder. In einer Epoche, als an allen europäischen Höfen die Wasch- und Badepassion viel zu wünschen übrig ließ, da stieg der König von Preußen mit kühler Selbstverständlichkeit in sein römisches Bad!! Eine Kulturtat, die einzig in ihrer Art dasteht.

Den östlichen Flügel des Schlosses erbaute Knobelsdorf, der Lieblingsarchitekt Friedrichs des Großen; die sogenannte „goldene Galerie", dieses Meisterwerk des preußischen Rokoko, wurde von dem König als Empfangs- und Speisezimmer benutzt.

Der ganze Zauber des heitersten aller Jahrhunderte ist in diesem Saal gefangen, weiß und goldenes Geflimmer in schmalen Spiegeln vervielfacht . . .

Aber der König liebte Charlottenburg nicht und baute sich lieber in Potsdam sein „Refugium". Nur in schweren Schicksalsstunden zog es ihn in das Haus seiner Väter. Heimgekehrt aus den furchtbaren Schlachten des Siebenjährigen Krieges begab er sich ganz allein in die alte Schloßkapelle, die Eosander von Goethe seinem Großvater erbaut hatte, um in stiller Einkehr den Tönen des „te deum" zu lauschen.

So ist das Charlottenburger Schloß durch mehrere Generationen dem preußischen Königshaus eng verknüpft. Bei seiner Gründung eine Oase in märkischer Sandwüste, heute mitten im Großstadtverkehr, bietet es mit seinem verträumten Park, wo große weiße Mummeln auf vermoostem Gewässer aufleuchten und mancherlei Vogeltier zutraulich den Besucher umschwirrt, ein liebliches Idyll aus Preußens königlichen Tagen.

Gold in Deutschland

Von Dr. Johannes Bindrich, Dresden-Wachwitz.

Aus Schlesien kamen vor einiger Zeit Nachrichten, daß man dort Goldvorkommen entdeckt habe, die möglicherweise wirtschaftlich ausgebeutet werden könnten. Es handelt sich einmal um die Auffindung von Goldseifen in der Gegend von Goldberg und von Goldquarzgängen in der Nähe von Einsiedel in Schlesien. Diese Funde lassen die Frage auftauchen, ob denn bisher schon in Deutschland Gold gewonnen wird. Das ist tatsächlich der Fall; es gibt in Deutschland ein Goldbergwerk und zwar bei Goldkronach im Fichtelgebirge. Dort ist seit einer Reihe von Jahren der Betrieb in den alten Bauen wieder aufgenommen worden, die in ihrem Ursprung bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen. Die abgebauten Erzgänge sind nicht unbedeutend und haben in früheren Jahren hohe Erträge, bis zu 88 Gramm Gold in der Tonne Roherz, gebracht. Die jetzt geförderten Erze sind allerdings weniger wertvoll. Außer diesem Bergwerk gab es in früherer Zeit noch eine Reihe von Gruben, die neben anderen Metallen auch Gold lieferten. Es seien nur einige der wichtigsten genannt. So fand sich das gelbe Edel-Metall in Thüringen in den Gruben zu Reichmannsdorf, Goldisthal, in Schlesien bei Münschendorf und Reichenstein, in Sachsen bei Schneeberg, Reichenau und Hohenstein-Ernstthal. Man wußte aber auch schon in sehr früher Zeit von dem Goldgehalt der Ablagerungen gewisser Flüsse und hat aus diesen das Gold ausgewaschen. Das ist das sogenannte Seifengold im Gegensatz zu dem in der Grube gewonnenen Berggold. Von einer großen Zahl deutscher Flüsse ist bekannt, daß in ihnen Gold gewaschen worden ist; ja an einigen sind derartige Betriebe bis an die Grenze der neuesten Zeit vorhanden gewesen. Ein solches Gebiet, in dem von alters her Seifengold gewonnen worden ist, ist die oben erwähnte Gegend von Goldberg in Schlesien. Hier wie in vielen anderen Fällen deutet schon der Name darauf hin. In Thüringen wird besonders goldreich die Schwarza genannt, in Bayern der Main, die Donau, der Inn und die Isar. In Sachsen ist das Flüßchen Göltzsch, früher Goldsch geschrieben, zu erwähnen. Bedeutendere Mengen des gelben Metalls scheint man aus der hessischen Eder, einem Nebenfluß der Weser, gewonnen zu haben, da man aus dem dort gefundenen Golde in der Mitte des 18. Jahrhunderts Dukaten, sogenannte Ederdukaten, geprägt hat. Das meiste Gold haben aber sicher die Ablagerungen des Rheins geliefert. Der Goldreichtum, wenn man von einem solchen sprechen kann, ist ja schon in der Nibelungensage genannt. Die zahlreichsten Betriebe sind im Mittelrhein zwischen Kehl und Darlanden gewesen; noch 1838 zählte man in Baden 400 Wäschereien. In den Jahren 1804 bis 1834 sind von letzteren über 3 Zentner Waschgold an die badische Münze abgeliefert worden. Die Gewinnung von Gold ist hier erst gegen das Jahr 1890 infolge der Regulierung des Strombettes eingestellt worden. Der Rhein erhält das Gold aus den Schweizer Bergen und zwar scheint es hauptsächlich die Aar zuzuführen. Um einen Begriff von den in Frage stehenden Mengen zu bekommen, sei mitgeteilt, daß von wissenschaftlicher Seite der Wert des Goldes, das in den Rheinlagerungen zwischen Basel und Mannheim enthalten ist, auf 136 bis 150 Millionen Goldmark geschätzt wird. Von den deutschen Nebenflüssen führt nur die Mosel Gold in verhältnismäßig größerer Menge. In diesem Strom ist auch der größte Goldklumpen in Deutschland gefunden worden; er wog 66 Gramm. Erwähnt sei zum Schluß noch, daß man kurz vor dem Weltkriege in unserer Kolonie Ostafrika Goldvorkommen entdeckt hat, die nicht unbedeutend zu sein scheinen. Sie sind während des Krieges von Letkow-Vorbeck ausgebeutet worden und man hat aus ihrem Gold sogar Münzen geprägt.

Verschwundene Städte

Von Dr. Ludwig Grewe.

Nicht von den im Meere versunkenen Seestädten im Norden, dem alten Vineta, Mellum oder Stavoren, soll im Nachstehenden die Rede sein. Merkwürdiger noch erscheint dem heute lebenden Menschen der Untergang so mancher landeinwärtsgelegenen, volkreichen Großstadt des Altertums. Wie war es möglich, daß Metropolen vom Umfang der heutigen europäischen Millionenstädte spurlos vom Erdboden verschwinden konnten? Babylon, Ekbatana, das alte Theben, — wie konnte es geschehen, daß der Wüstensand Herr wurde über großartigste Steinbauten mächtiger Könige, die über ganze Völker als Arbeitskräfte verfügten und damit oft Unmögliches möglich machten?

Die Tatsache, daß die Exegese des Alten Testaments das Paradies, den Garten Eden, in die Landstriche rund um das Araratgebirge verlegt, erscheint auf den ersten Blick seltsam, wenn man die Dürre des heutigen Persien-, Klein- und Vorderasiens in Betracht zieht. Liest man jedoch die alten Schriftsteller, wie sie die Lustgärten und Lustorte Persiens beschreiben, so ergibt sich ein anderes Bild. Tiefe Wälder, schattige Parks mit subtropischer Blumenpracht, Rosen im Winter, leuchtender Mohn,

Nr. 59

blühender und duftender Lorbeer und Myrte, — alles war damals in Persien im Ueberfluß zu finden. Der Kirschbaum mit seinem weißen Blütenschmuck im Frühjahr, die Aprikose, die Birne und der Pfirsich (der „persische Apfel"), alle stammen aus jenen Ländern des nahen Orients. Niemand wird sich mehr darüber wundern, daß solche paradiesischen Landstriche von den jeweiligen Herrschern, den alten Königen, den Kalifen, Sultanen und Schahs mit Vorliebe zu Residenzen erwählt wurden. Ebenso natürlich ist es, daß sich rings um die Paläste des Herrschers eine Ansiedlung entwickelte; ursprünglich nur ein Dorf, das sich zur Stadt vergrößerte, um sich endlich zur Metropole aufzuschwingen.

So entstanden, wuchsen und blühten Ekbatana (ein ausgesprochener Sommersitz), Babylon und Ninive im siebenten, sechsten und fünften Jahrhundert vor Chr., ferner im dritten Jahrhundert nach Chr. das prächtige und merkwürdige, aus weißem Marmor aufgebaute Palmyra und die römischen Kaiserstädte Nordafrikas. Die Liebe, oft nur die Laune von mächtigen Herrschern hatte ihre Entwicklung veranlaßt oder begünstigt; fiel später dieser Faktor fort, so zeigten sich die Folgen des Mangels einer wirtschaftlichen Existenzberechtigung. Zwei Beispiele aus der neueren Zeit, Versailles und Schönbrunn, können als Beweis dienen, wenngleich es sich dabei nur um kleine Orte handelt. Fehlt der Herr, so ist der Ort seines Glanzes beraubt. Hof und Hofstaat brachten Geld unter die Leute. Versiegt der Goldstrom ganz oder auch nur teilweise, so spürt die Bevölkerung der Residenz, welche zum guten Teil, im Altertum weit mehr noch als heute, davon lebt, die Folgen als Depression in Handel und Gewerbe. Es ist der natürliche Lauf der Dinge.

Und doch kann dies nicht allein ausschlaggebend gewesen sein. Von größter Bedeutung war die Versorgung mit Lebensbedarf, der oft aus großer Entfernung herbeigeschafft werden mußte. Nur zum Teil konnte dies auf dem Wasserwege geschehen (Babylon verdankte seine bevorrechtete Lage dem Euphrat und Tigris); meist geschah die Beförderung mit Kamelen, Eseln, Pferden oder Wagen. Dieser kostspielige Transport konnte nur solange lohnend sein, als für große Mengen Absatzmöglichkeit bestand, ferner bei Luxusartikeln, die guten Gewinn abwarfen. Wurde die Hofhaltung mit ihren zahllosen Veranstaltungen verlegt, so lohnte in dieser Hinsicht der Handel mit der ehemaligen Residenz nicht mehr, und die Folge war allgemeine Teuerung.

Noch katastrophaler aber wirkten sich die Transportschwierigkeiten in bezug auf die Heizmittelversorgung aus. Die einst die alten Luxusstädte umringenden Wälder lieferten ursprünglich vielleicht genügend Holz als Brennmaterial, soweit sie nicht als Parks und Wildparks geschont wurden; zumal bei den Bauern die Verbrennung getrockneten Kamelmistes noch lange Zeit gebräuchlich war. Kohle kannte man noch nicht. Möglich ist aber auch, daß mit dem Raubbau an den Waldungen bereits begonnen wurde, als noch der Hof anwesend war; ja, es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß sich die Stadt nur so lange als „Residenz" halten konnte, wie der Waldbestand der Umgebung ausreichte. Solange das Beil Brennholz aus nahen Wäldern verschaffte, spielten die Transportkosten keine große Rolle, wohl aber, als bei dem betriebenen Raubbau die Entfernungen immer größer wurden. Das Elend begann jedoch erst richtig, als nach Abzug des Hofes auch das Holz der in allernächster Nähe gelegenen Parks und Wildschonungen geschlagen und als Brennholz verkauft wurde. Da begann die eigentliche Entwaldung, die restlose Verwüstung der Natur. Die dicht bewachsenen Berghänge wurden kahl; der Regen spülte die Stümpfe und Wurzeln der gefällten Bäume bloß, und auf dem nackten Fels fand der fruchtbare Humusboden der einstigen Wälder keinen Halt mehr. Der Regen spülte ihn fort; das Land verdarb, weit und breit wurde die Gegend unbewohnbar. Und nun verrichtete die Natur durch die infolge der allgemeinen Verödung glutheißer werdenden Sommer und kälter werdenden Winter, durch Schneestürme und verwitternde Winde ihre Abbrucharbeit. Raubende und stehlende Hände hatten mit überall wurde Zimmerholz losgebrochen, um verfeuert zu werden, und alles übrige, soweit es nicht niet- und nagelfest war, diente der Anfertigung von Waffen und Werkzeugen. Unter solchen Umständen war ein Zeitraum von wenigen Jahrhunderten ausreichend, um große Städte in Trümmer und Staub zu legen, während die Winde aus den rings entstehenden Wüsten den Sand emporwirbelten, um darunter die zerfallenen Paläste, Straßen und Gärten zu begraben.

So haben Babylon und Ninive, Palmyra und die alten Städte Tripolis' geschlummert, bis der


An der Kitzmeistr.

Der fünf Fingerturm, 1454 erbaut


Das Weberhaus.


Hotel „Drei Mohren".

Zum 650 jährigen Jubiläum der Stadt Augsburg

Forschungsdrang der Archäologen die versandeten Reste bloßzulegen begann. In der Tat sind es mit hoher Wahrscheinlichkeit die Verkehrsschwierigkeiten gewesen, welche, mittelbar oder unmittelbar, den Untergang herbeiführten. Auch aus dieser Tragödie ergibt sich die ungeheure Bedeutung des Verkehrs im Leben der Völker.

-⊙-

275 Jahre Kartoffeln

Von W. Berger.

Wir haben uns daran gewöhnt, nach dem Ablauf einer gewissen Reihe von Jahren Jubelfeiern zu veranstalten und derjenigen zu gedenken, die sich in irgend einer Weise um uns verdient gemacht haben. Nicht selten ist der Name von Männern, die sich unsterblichen Ruhm erworben haben, uns unbekannt. In diesen Wochen bietet sich ein Anlaß, unser dankbares Gedenken auf die Männer zu richten, die ein heute für uns unentbehrliches Nahrungsmittel bei uns eingeführt haben. In diesem Frühjahr kann die Kartoffel ihr 275jähriges Jubiläum feiern. Unter dem Großen Kurfürsten hat sie in Preußen das Bürgerrecht erworben. Im Jahre 1651 ließ sie der Hofarzt Johann Sigismund Elßholz zuerst anpflanzen, und zwar im — Berliner Lustgarten. Diese Ehre wurde der Kartoffel noch einmal wieder im Jahre 1917 zuteil. Es war für uns eine teure Zeit, und die Kartoffel war uns besonders lieb und teuer. Wie hoch stellten wir sie damals selbst über jene Erzeugnisse des heimatlichen Bodens, die uns mit ausgerechneten Kalorien geschwollen entgegentraten. Aber sie stillten in der vorhandenen Menge nicht unseren Hunger. Unser heutiges Geschlecht kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, wie man sich früher ohne Kartoffeln überhaupt hat ernähren können, zumal wenn wir bedenken, daß namentlich auf dem Lande die Kartoffel heute zur Mittags- und Abendmahlzeit auf den Tisch kommt.

Heute steht Deutschland unter allen Ländern hinsichtlich der Menge und Güte der erzeugten Kartoffeln, wie vor dem Weltkriege, wieder an erster Stelle. Deutschland hat auch die größte Anbaufläche, indem etwa zehn Prozent des gesamten Ackerlandes mit Kartoffeln bestellt sind. In letzterer Hinsicht steht Belgien Deutschland nur wenig nach, erzielt jedoch durchschnittlich wegen der größeren Fruchtbarkeit des Bodens einen höheren Ertrag auf einem Hektar. Trotz seiner ungeheuren Ausdehnung folgt Rußland in bezug auf den Kartoffelbau erst in weitem Abstande, während Frankreich nur etwa ein Drittel des deutschen Ertrages aufzuweisen hat. In England ist der Kartoffelbau immer mehr zurückgegangen, was mit seiner fortschreitenden Entwicklung zum Industriestaat zusammenhängt.

Dabei soll gerade von England aus die Kartoffel ihren Weg nach dem europäischen Festland angetreten haben. Als ihre Heimat wer den die Anden von Chile und Peru angesehen. Dort war diese für die Ernährung der Menschheit heute so überaus wichtige Pflanze schon in Kultur, als die Spanier dorthin kamen. Man kann sie bis 1553 zurückverfolgen. Von da kam die Kartoffel nach dem Süden von Nordamerika, wo sie Sir Walter Raleigh bereits im Jahre 1584 in Viginien vorfand. Dieser soll sie dann im Jahre 1586 nach Irland gebracht haben; nach anderen kommt dieses Verdienst Franz Rake zu. In England wurde sie zunächst als Zierpflanze und als Leckerbissen in den Gärten gezogen und nahm von dort aus allmählich ihren Weg nach den europäischen Festlanden.

In Deutschland wird sie schon im Jahre 1587 erwähnt; denn in diesem Jahre soll sie ein Breslauer Arzt in seinem Garten gezogen haben. Im nächsten Jahre schon finden wir eine beglaubigte Angabe, daß sie sich in dem Garten des berühmten Botanikers Camerarius zu Nürnberg befand. Ebenso hatte sie in demselben Jahre der Wiener Botaniker Clusius erhalten, und zwar durch den Gouverneur der Stadt Mons in Belgien, unter dem Namen „Taratoufli". Doch währte es noch lange, ehe die Kartoffel sich von einer Zierpflanze zur Kulturpflanze erhob. Das früheste Datum in dieser Hinsicht reicht bis auf 1648 zurück. In diesem Jahre empfing der Pfarrer von Bieberau im Darmstädtschen bereits den Zehnten von den Kartoffeln. Aber erst am Anfang des 18. Jahrhunderts wurde sie auf größeren Flächen angebaut. Um diese Zeit brachten Pilger sie auch nach Preußen. Zwar hatte, wie schon erwähnt, der kurfürstliche Leibarzt Dr. Elßholz, an den in Berlin heute noch die Elßholzstraße erinnert, in dem Berliner Lustgarten Pflanzen gezogen, die „Tartuffeln" aus Holland genannt wurden, aber die Bauern sträubten sich zunächst noch gegen die Anpflanzung dieses „unschmackhaften, gesundheitsschädlichen Gewächses", sodaß Friedrich der Große nach der Hungersnot von 1743 sie unter Beaufsichtigung von Soldaten verteilen und von ihnen zwangsweise pflanzen lassen mußte. Von da an machte ihr Anbau stetige Fortschritte. Die Hungersnot von 1770 und noch mehr die von 1817 förderten ihren Ruf mächtig.

Auch in anderen Ländern fand die Kartoffel inzwischen Eingang. 1701 begann ihre Einführung als Anbaufrucht in Württemberg. Dies geschah durch den piemontesischen vertriebenen Waldenser und Kaufmann Antoine Seignoret, der im Frühjahr 1701 zweihundert Stück zu einem württembergischen Pfarrer brachte, wodurch noch in demselben Jahre zweitausend Stück geerntet wurden. Diese wanderten teilweise zu den übrigen Waldensergemeinden in Deutschland. So kam es, daß die Kartoffeln schon 1705 als Steuerobjekt für Delikatessen in Schlesien, 1708 als Frucht in Mecklenburg, 1716 in Baden, 1717 in Sachsen, 1734 in Pleß in Oberschlesien, 1750 in Pommern gebaut wurde. Mit Ausnahme Sachsens war jedoch der Anbau überall nur unbedeutend und erst die Verheerungen des Siebenjährigen Krieges und besonders die Hungerjahre 1770 bis 1772 brachen das Vorurteil, das man noch immer gegen die Kartoffel hegte.

Einen gewaltigen Aufschwung nahm der Kartoffelbau im Anfang des vorigen Jahrhunderts durch den Bahnbrecher auf landwirtschaftlichem Gebiet Albrecht Thaer, indem sie zur Viehfütterung und Spiritusbereitung Verwendung fand. Eine bedenkliche Eigenschaft hat die Kartoffel mit allen Pflanzen gemeinsam, die nicht durch Samen, sondern durch Knollen gezogen werden: die Neigung zu Krankheiten und Entartungen. Es ist aber besonders den deutschen Saatgutzüchtern gelungen, viele erstklassige Sorten von Kartoffeln zu erzeugen, die sich teils durch ihre Größe und ihren reichen Ertrag, teils durch ihren hohen Stärkegehalt und teils durch ihren Wohlgeschmack auszeichnen. Der Wert der Kartoffel als Nahrungsmittel ist sehr umstritten, indem man darauf hinweist, daß sie einen außerordentlich hohen Prozentsatz an Wasser enthält. Wir wollen uns hier nicht in einen Streit mit Gelehrten darüber einlassen, in dem wir doch ohne weiteres den kürzeren ziehen würden. Aber es verdient doch Beachtung, daß die Kartoffel doch tatsächlich „das Brot des armen Mannes" ist und der Menge nach sein Hauptnahrungsmittel bildet. Wer einmal beobachtet hat, daß die polnischen und russischen Schnitter fast ausschließlich von den ihnen gelieferten Kartoffeln und Magermilch, ab und zu auch etwas Fleisch und einem Hering leben und dabei, besonders wenn sie Akkordarbeiten haben, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, oft in Gluthitze mit seltenem Fleiße die schwersten landwirtschaftlichen Arbeiten verrichten, ohne „schlapp" zu machen, kommt unwillkürlich auf den Gedanken, daß die Theorien der Nahrungsmittelgelehrten doch wohl noch Lücken aufweisen.

-⊙-

Wirtshausleben in früherer Zeit

Von M. Struve.

In den primitivsten Zeiten des Fremdenverkehrs, wie wir es heute nennen, ersetzte die Gastfreundschaft das Gastgewerbe. Damals war es moralische Pflicht, was heute Gelderwerb geworden ist. In jedem Kloster, auf jeder Burg, auf jedem Gutshofe war Vorsorge getroffen zur unentgeltlichen Bewirtung und Beherbergung Fremder. Höchstens ein Almosen für religiöse Zwecke wurde als Entgelt verlangt. Außer dem Nachtlager wurde „Wein, Brot und andere Kost und dazu Heu und Futter" für die Pferde geboten. Nicht selten auch erhielt der Reisende noch ein Gastgeschenk. Auch die Städte betrachteten schon im frühen Mittelalter Gastfreundschaft als eine ihrer öffentlichen Aufgaben. Nach alter deutscher Stadtverfassung war das Recht, Gastwirtschaft zu treiben, den Burggrafen eigen. Mit Abschaffung der Hörigkeit gingen die herrschaftlichen Wirtshäuser in freie Zünfte über, und das Gastgewerbe wurde wie jedes andere betrieben. Der Stadtrat behielt sich nur die Aufsicht über Wirts-, Bier-, Weinhäuser und Spiele vor. Diese Wandlung vollzog sich im 15. Jahrhundert, und die Aufsicht der Stadtbehörden ging in späterer Zeit sogar sehr weit.

Etwas eigenartig mutet es uns an, wenn zum Beispiel in verschiedenen Gegenden Niedersachsens das „Anprosten" den Bürgern und Bauern verboten, dagegen dem Adel erlaubt war. So bestimmt die Braunschweigisch-Lüneburgische Polizeiverordnung vom 6. Oktober 1618, die das Motto „salus populi suprema lex esto" (das Wohl des Volkes soll oberstes Gesetz sein) prägt, folgendes: „Wir vermerken auch, daß nunmehro gemeine Bürger und Bauern Gesundheiten zutrinken und dadurch einer dem anderen das Getränk in den Leib gleichsam zu nötigen und zu pressen sich unterstehen, also daß mancher alsobald den Tod davon nimmt, oder je dadurch seine Gesundheit dermaßen schwächt, daß er es sein Leben lang wohl nicht verwindet. Darum wir Bürger u. Bauern bei Pön eines Lübeckischen Gulden, so oft dawider gehandelt wird, ernstlich gebieten, sich solcher übermäßiger, andern nicht ersprießlicher und ihnen hochschädlicher Trünke in des einen oder anderen Gesundheit gänzlich zu äußern und zu enthalten; und können sie an derenstatt derjenigen, welchen sie gutes gönnen, mit christlicher Andacht bei Gott dem Allmächtigen verbitten oder ihnen sonst einen christlichen Wunsch tun." — Eine ähnliche Bestimmung enthält schon eine Polizeiverordnung des Herzogs Franz für das Land Hadeln.

Auch das Trinken auf Pump gefiel manchen Gesetzgebern des Mittelalters nicht, weil sie es mit Recht für verführerisch hielten. Sie scheinen aber der Meinung gewesen zu sein, daß es diese schlimme Eigenschaft nur für Bauern habe. Wenigstens in, soweit niedersächsische Verordnungen in Frage kommen, nur für Bauern eine Höchstgrenze des Wirtshauskredits festgesetzt. So bestimmt zum Beispiel die Hildesheimer Polizeiverordnung vom 20. Oktober 1665, daß der Wirt einem Ackermann nicht mehr als einen Reichstaler, einem Halbspänner nicht mehr als einen Ortstaler für Bier oder „Brophan" anschreiben darf. Borgt er mehr, so hat er auf Bezahlung dessen, was er zu viel geborgt hat, nicht nur keinen klagbaren Anspruch, sondern er muß sogar einen gleichen Betrag als Strafe zahlen.

Wenn die Fürsorge der Obrigkeit damals so weit ging, daß sie Bürgern und Bauern das Zutrinken verbot und auch über den Geldbeutel der Bauern wachte, so wird es nicht Wunder nehmen, daß auch das Karten- und Würfelspiel Beschränkungen unterworfen war. Die oben erwähnte Polizeiverordnung für das Land Hadeln begründet diese Maßregeln mit dem Satze: „Wir befinden auch, daß durch das Spielen, so auf Karten und Würfeln vielfältig geschicht, viel Uebels erregt, als daß oftmals Schlägerei und Entleibung daraus erfolget und daß dadurch der Hausmann an seiner Nahrung abnimmt und mächtig versäumet wird, ja, daß die gemeinen jungen Leute gemeiniglich dermaßen in Lotterei geraten, daß sie vielmals mit dem Galgen oder anderer Peinlichkeit bestraft werden."

Deshalb verbietet die gesamte Verordnung alle Karten- und Würfelspiele bei Strafe von 10 Gulden. Nicht ganz so weit geht die Lüneburgische Polizeiverordnung von 1618. Sie bestimmt, daß „alle ludi fortunae" (Glücksspiele) als da sind: Brett-, Kartenspiele und dergleichen, keinem unter 20 Jahren zu verstatten, denjenigen aber, so über zwanzig Jahre alt sind, so weit nachzulassen, wann sie sich deren mit gebührender Moderation und ohne Versäumung des Gottesdienstes auch ihrer Nahrung, nur gar selten, zu einer Rekreation, um ein leidliches Geld zu einer Mahlzeit oder ehrlichen Zusammenkunft zu gebrauchen. Jedoch soll niemand mehr als einen Taler verspielen. Bei Zuwiderhandlungen soll eine Strafe von 5 Reichstalern oder 2 Tage und 2 Nächte Gefängnis verwirkt sein.

In manchen Städten entwickelte sich im Mittelalter das Gastgewerbe in gewerbsmäßiger Form ziemlich schnell. So hatte schon Basel im 14. Jahrhundert 24 gewerbsmäßig betriebene Gasthöfe, deren Namen zum größten Teil noch bekannt sind. Mit Vorliebe wurden Namen gewählt, die auf die örtliche Umgebung hindeuteten, wie „Zur Rheinbrücke", „Zum Turm" oder auch Tiernamen, „Zum Roß" (Rößl) „Zum Löwen" usw. Daneben blieben aber auch städtische Gasthäuser bestehen, in denen Reisende umsonst oder gegen mäßiges Entgelt verpflegt wurden. Die unentgeltliche Unterkunft war meist für einen Tag berechnet. Im Falle der Erkrankung auch für länger. Diese Fremdenherbergen in städtischer Verwaltung waren zumeist für fahrende Gesellen, Handwerksburschen, bestimmt. Viele dieser städtischen Herbergen haben sich zum Teil noch heute, besonders in Süddeutschland, erhalten, wo sie als Herbergen für Wandernde gelten. In den letzten Jahren aber sind auch diese alten Herbergen immer mehr verschwunden; denn das idyllische Zeitalter der „Walze" ist vorüber. Leute, die heute auf der „Walze" sind und Arbeit suchen, finden selten das Vertrauen eines Meisters. Es sei denn, daß sie gerade zu einem kommen, der selbst auf der „Walze" gewesen ist, und auf dem Standpunkt steht, daß jeder, der weiterkommen will, Länder sehen muß.

Manche Gasthäuser haben ihre eigene Geschichte und die Wirte waren und sind noch heute stolz darauf, wenn einmal einer der Großen bei ihnen logiert. In Halle fand die Reformation schnell Eingang, und der Reformator Luther kam im Jahre 1545 selbst nach Halle, wo er am 5. August über Johannis 5, 39 in der Marienkirche predigte. Er hatte seine Herberge in einem Gasthofe in der Schmeerstraße, das den Namen „Goldenes Schloß" trug, heute aber nicht mehr besteht. Eine Hallische Chronik berichtet über seinen Aufenthalt in dieser Herberge: „Es wurde aber vom Rat ausgelöst und mit einem goldenen Becher beschenkt." Hier soll Luther seinem Freunde, dem Dr. Justus Jonas dem ersten evangelischen Superintendenten zu Halle, jenes merkwürdig geschnittene Glas, das noch heute in der Stadtbibliothek zu Nürnberg gezeigt wird, verehrt und zugetrunken haben mit lateinischen Versen, die in der Uebersetzung etwa lauten:

„Dem alten Doktor Jonas
bringt Doktor Luther ein schön Glas,
das lehret sie beide sein,
daß sie zerbrechliche Gläser sein."

Auf diesem Glase sind die Bilder beider Männer und jene lateinischen Verse erhaben eingeschnitten.

Spitzbergen als Bergwerksgebiet

Vor drei Jahrhunderten war Spitzbergen berühmt wegen seines großen Reichtums an Walfischen und Walrossen, wodurch diese nordische Insel schon damals internationale Verwicklungen hervorrief. In unserer Zeit ist es der Kohlenbergbau, der das Interesse für dieses arktische Inselgebiet wachhält; die Tranproduktion ist nicht mehr der ausschlaggebende Faktor bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Möglichkeiten Spitzbergens. Der Vorrat an Kohlen der tertiären Lagerung (nur diese sind den besten deutschen und englischen Kohlensorten gleichwertig) wird auf etwa 5 000 Millionen Tonnen geschätzt. Diese tertiären Kohlenlager haben geringe Senkungen und liegen zum größten Teile oberhalb des Meeresspiegels; durch diese Umstände ist die Förderung mit geringen Unkosten belastet. Trotzdem schlugen die ersten Versuche zur Ausbeutung der Kohlenlager auf Spitzbergen fehl; erst im Kriege verhalf der allgemeine Kohlenmangel den arktischen Bergwerken zu einer gewissen Blüte, die heute noch anhält. Schwierigkeiten bietet vor allen Dingen die Kälte, nicht bei der Förderung, sondern bei der Verschiffung. Letztere ist infolge des Eises nur während 75 bis 100 Tagen jährlich möglich; hierzu treten die bedeutenden Entfernungen bis zu den Verbrauchsgebieten. Außer Steinkohlen findet man auf Spitzbergen die verschiedensten Erze, jedoch bisher nicht in solchen Mengen, daß sie wirtschaftliche Bedeutung erlangen könnten. Bekanntlich ist der Spitzbergen-Archipel im Vertrag von Paris, vom 9. Februar 1920, Norwegen zugesprochen worden und bildet jetzt unter dem altnordischen Namen Svalbord einen Teil des Königreiches, ist also keine Kolonie.

H. R.

-⊙-

Der Föhn

Von E. Fründt.

In den Bergen der Schweiz ist mit Ausnahme weniger Gebiete kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung als der Föhn. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Nordpolareisgebiete, die der feuchten regenbringenden Westwinde der Atlantische Ozean sind, so sind die der heißen Süd- und Südwestwinde die brennenden Sandwüsten Afrikas. Nun scheint zwar der Zug der Alpen uns gegen diese zu schützen, aber sie verstärken in der Tat ihre Wirkung. Ist der heiße Luftstrom über den Alpen angelangt, so möchte er wohl über diese und ihre Täler hoch hingehen, aber der Schnee kühlt einen Teil seiner Randwellen ab, so daß er sofort schwerer wird und in die Täler niederstürzt. Dies ist dann um so mehr der Fall, wenn die Gletscher am kältesten sind und die Talluft von der Sonne nicht erwärmt ist, wo also die Ausgleichung der Luftwärme auf gewaltsame Weise vor sich gehen muß.

Darum ist der Föhn im Winter und im Anfange des Frühlings in den Bergtälern am häufigsten; wenn aber die Sonnenwärme die Täler erwärmt, so haust er noch in den kälteren Hochalpen. Aus dem gleichen Grunde tritt er oft auch in der Nacht weit heftiger auf als am Tage. Die atmosphärischen Erscheinungen, die ihn begleiten, sind sehr hübsch. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölk, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am stark geröteten Himmel glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurfarben. Die Nacht bleibt schwül, taulos, von einzelnen kälteren Luftströmungen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen rötlichen, trüben Hof. Die Sterne funkeln und glitzern ungleich lebhafter, farbenreicher als sonst. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, sodaß die Gebirge viel näher erscheinen. Von fernher ertönt das Rauschen der oberen Wälder; die Bergbäche tosen mit größerer Wasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und sich dem Tale zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo er ungeheure Schneefelder bestreicht, erst kalt und rauh sind, kündigt sich der Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluten ins Tal und schwellen oft zu rasenden Orkanen an, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt die Gegend beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume brechen und in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche anschwellen lassen, Häuser und Ställe abdecken, ein Schrecken des Landes.

Auch die Tiere leiden unter dem Einflusse dieses Windes. Unruhig ziehen sich die Gemsen auf die Nordseite der Berge oder in tiefe Fel-